

Ein abgebrochenes Reis [Fortsetzung]

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Uhrenrelief am Basler Bahnhof (1906) von August Geer, Basel-München.

Lehrer Löner hatte diese Abkantung kaum vollendet, als sich drüben beim Fenster Willy Wildbolz erhob; sein schmales feines Gesicht war bleich vor mühsam verhaltenem Zorn, und seine blauen Augen blitzten. Entschlossen klang seine helle Stimme, indem er ausrief:

„Herr Löner, August hat den Spott wirklich nicht verdient! Er hat einem Mann das Leben gerettet, hat ihn aus der Nare gezogen und sich dabei eine Krankheit geholt. Er hat eine große Tat getan! Wir alle bewundern ihn! Nicht wahr, wir alle?“ wandte er sich an die Klassengenossen.

„Ja, wir alle!“ klang es im Chorus zurück.

„Ruhe,“ donnerte die Stimme des Lehrers, „es wird nicht rebelliert! Wildbolz, dort hat der Zimmermann das Loch gemacht, er verschwindet! Soviel ich weiß, hat der Moxjö Ehrsam keinen Advokaten nötig, er hat selbst ein Maul, das groß genug ist. . . . Das will nun ein Lebensretter sein und hat nicht mal den Mut, sich selbst zu helfen, wenn man ihm ein bißchen auf'n Leib rückt! Trauriger Waschlappen!“

„August ist kein trauriger Waschlappen; ich lasse meinen Freund nicht beschimpfen!“ rief Willy jetzt in höchstem Zorn.

„Zum Teufel, was geht mich eure Freundschaft an. . . . Und nun hinaus mit dir!“

„Also gut denn, so geh' ich!“ rief Willy. „Und du, August, komm nur mit; du bist krank und brauchst dich nicht mißhandeln zu lassen, komm nur. . .“

Indem Willy den Kameraden beim Arme nahm und rasch nach der Tür führte, war er sich bewußt, seine Freundschaft zu erfüllen, und August, dessen körperlicher Zustand solchen Aufregungen noch nicht gewachsen war, sodas sein Herz klopfte und pochte, als müßte es zerspringen, war froh, den zornigen Blicken und den auf ihn einhämmernden Worten des Lehrers aus dem Wege

zu gehen. . . Er hörte nur noch, wie jener ihnen drohend nachrief:

„Halunken, mit euch werd' ich schon noch fertig!“

Aber weit größer als die ehrliche Entrüstung der beiden Knaben war jetzt der Aerger des Lehrers, sah er doch sogleich ein, wie ihn gerade dieser Zwischenfall um ein gut Stück seiner Autorität bringen mußte. Es schien ihm, als hätte er diesmal mit seinem Drauflosgehen einen Fehlschlag getan. Das er die Tat Augusts nicht besonders anerkannt hatte, hielt er allerdings für recht und billig; großes Selbstbewußtsein sah er bei seinen Schülern nicht gerne. Das er jedoch seine Machtbeweise durch unzeitgemäßen Gebrauch entwertet hatte, ärgerte ihn aufs äußerste. Gewiß stand die ganze Klasse mit vollem Herzen auf Seiten Augusts, und Willys Auflehnung war nur das äußere Zeichen dieser teilnehmenden Gesinnung; ja, im Grunde seines Herzens bewunderte er selbst die schöne Tat des jungen Helden, und obschon ihm nichts ferner lag, als dieser Bewunderung Ausdruck zu geben, so sagte ihm doch ein unbestimmtes Gefühl, er habe den beiden Knaben durch seinen Hohn einen ungerechten Schimpf angetan. Trotz alledem dachte er keinen Augenblick daran, der Stimme des Gefühls nachzugeben und durch Tat und Wort seinen Mißgriff zuzugestehen. Hegte doch Herr Löner die ebenso weitverbreitete als falsche Ansicht, der Lehrer müsse dem Schüler als personifiziertes Muster irdischer Vollkommenheit und Unfehlbarkeit erscheinen: als ob ein paar gesunde, aus einem intelligenten Knabenkopf hervorblickende Augen nicht scharf genug blickten, um wider Willen bald hier, bald dort allerhand menschliche Schwächen zu entdecken! Nichts ist jedoch so sehr dazu angetan, den Glauben an den Lehrer zu untergraben, wie die Erkenntnis, das sich in seiner Person äußerer Schein und innere Wahrheit nicht decken wollten. Andererseits vermag gerade das ehrliche und offene Ein-

geständnis menschlicher Schwächen den Lehrer seinen Schülern näher zu bringen — das offene Eingeständnis: „Seht, ich bin wie ihr, bin ein Mensch mit seinen Mängeln und Fehlern; gerade deshalb müssen wir uns alle bemühen, diese Fehler möglichst zu unterdrücken und auszulügen, ihr so gut wie ich!“ Müßte dies Geständnis nicht Wunder wirken und aus Lehrer und Schüler ein Herz und eine Seele machen?

Ein Lehrer, der seine Schwächen nicht scheu und ängstlich verbirgt, seine Achillesferse nicht verleugnet, wird gewiß in seinen Schülern die rücksichtsvollsten und schonendsten Edelmänner finden! So ist die Jugend!

Ein Lehrer, der sich vor seinen Schülern ungewungen geben kann, wie er ist, der wird auch Schüler finden, die sich geben, wie sie sind, und so wird er viel leichter Gelegenheit finden, deren verschiedene Eigenarten zu erkennen und ihnen gerecht zu werden, wogegen der Mann der äußerlichen Vollkommenheit immer genug zu tun hat, seine Person intakt zu erhalten und die einmal angenommene Pose zu wahren. So wird ihm bald die eigene Person zur Hauptsache, und seine ganze Aufmerksamkeit richtet sich schließlich nur mehr darauf, wie sein sorgsam gewahrtes Selbst sich in den Augen der Schüler ausnimmt. Anstatt deren Herzen zu erkunden, späht er eifersüchtig, ob ihm von ihnen jederzeit der verlangte „Respekt“ entgegengebracht werde. Ja, dieser äußere Respekt ist schließlich das Höchste und Einzige, was er sich zu erhalten vermag, während die jugendlichen Philosophen längst erkannt haben, daß sie einen hohlen Popanz anbeten sollen.

Wie aber öffnen sich vor dem menschlich — doch nicht allzu menschlich — sich gebenden Lehrer die Herzen der Jugend! Wie die Blumenkelche vor dem Sonnenstrahl entfalten sich die Gemüter, und nun erkennt der väterliche Geist des Erziehers, welch weltverschiedene Naturen in seine Hut gegeben sind. Und diese Erkenntnis ruft der Ueberzeugung, daß wie jeder Pflanze, auch jedem jungen Menschen seine eigene Pflege zukommen muß, wenn er gedeihen soll. Wie der Gärtner sich bemüht bleibt, welche Gewächse der heiß brütenden Sonne, welche des kühlen Schattens bedürfen, welche in trockener und welche in feuchter Erde gesund bleiben — so wird der von echter Liebe erfüllte Erzieher auf die Eigenarten seiner Zöglinge eingehen und ihnen ihr Recht angebeihen lassen, sofern jene von menschlich guter oder gar von göttlicher Natur sind. Es ist wahr, in diesem Entdecken, Hegen und Pflegen und zeitweisen Ausrotten ist dem Jugenderzieher eine der schwersten und mühevollsten Aufgaben gestellt; allein, wie sie eine der schwersten ist, so ist sie auch die vornehmste und schönste, und die Früchte allen Bemühens lohnen sich hier hundert- und aberhundertfach.

Während Herr Töner in ziemlich mißmutiger Stimmung seine Unterrichtsstunde erteilte, verließen August und Willy Arm in Arm das Schulhaus. Willy war entschlossen, sofort nach Hause zu seiner Mutter zu gehen und ihr offen und ehrlich über den Vorfall zu berichten. Er nahm ohne weiteres an, August werde ein Gleiches tun. Dieser wies jedoch das Anstinnen energisch zurück; denn er fürchtete mit Recht, seine gestrenge Mutter würde ihm, wie immer, auch diesmal gegenüber einem Lehrer nicht recht geben.

„So kommt mit mir!“ befahl Willy, und sie schlenderten zusammen von dannen. Als sie Willys Elternhaus, eine moderne Villa in einem besonders schönen Vorstadtquartier, erreichten, weigerte sich August, mit dem Freunde das Haus zu betreten; doch Willy ließ sich nicht widerreden.

„Mit kommst du!“ rief er und zog ihn am Arm durchs Gartentor und über die Hauschwelle.

„Siehst, Mama, da stehen zwei Sünder,“ rief er seiner Mutter zu, die eben im Korridor war.

„Aber nein, Willy, was soll das bedeuten!“ gab Frau Wildbolz ihrem Erstaunen Ausdruck, indem sie näher herantrat und ihre heitern Blicke mit Verwunderung auf den beiden Knaben ruhen ließ. Willy hatte rasch seine Antwort bereit, indem er mit keckem Lächeln offen und munter erwiderte:

„Das soll bedeuten, daß wir alle beide vom ‚Ton‘, von Herrn Töner aus der Stunde gejagt worden sind!“

„Ei, ei, nette Geschichten!“ bemerkte Frau Wildbolz, und August befürchtete schon, durch den Mund dieser Frau nun die Strafpredigt zu hören, der er aus dem Wege gegangen war.

Willy ließ indessen seiner Mutter dazu keine Zeit, sondern erläuterte rasch, wie alles zu- und hergegangen. Er erzählte, wie Herr Töner den kaum vom Krankenbett aufgestandenen Lebensretter — in seinem Begleiter hätte die Mutter diesen zu begrüßen — zuerst mit der „Hühnerseuche“ und „Faulenzia“ verhöhnt und ihn nachher einen „traurigen Waschlappen“ gescholten habe, anstatt seine Tat anzuerkennen. Er berichtete alsdann, wie ihn selbst die Beschimpfung des Kameraden in höchstem Zorn versetzt und er für ihn ein gutes Wort habe einlegen wollen, worauf der „Ton“ sie beide mit Schimpf und Schande davongejagt hätte.

Ruhig hörte Frau Wildbolz den von heißem Gerechtigkeitsinn getragenen Bericht des Knaben an; dann sagte sie gelassen:

„Nun ja, wenn du in höflicher Weise für deinen Freund eintratest, so hast du recht gehandelt; dem Lehrer aber solltet ihr seinen Irrtum nicht weiter nachtragen, da er an so vieles zu denken hat, wovon ihr nichts wißt...“

„Gut,“ sagte Willy, „wir wollen ihm nichts nachtragen; doch soll er uns nicht mit einer schlechten Betragensnote das Zeugnis verderben, gelt, Gust?“

„Das wird er eben tun,“ versicherte dieser, während Frau Wildbolz zuversichtlich entgegnete:

„Er wird es nicht tun, oder man wird euch wegen dieser Note nicht schelten. Also beruhigt euch, tut eure Pflicht und am Ende des Vierteljahres wollen wir dann sehen...“

Mit freundlichem Lächeln reichte die muntere Frau August die Hand, beglückwünschte ihn zu seiner Tat und Genesung und entließ die beiden Knaben mit dem heimlichen Wunsche, ihre Freundschaft möge recht lange bestehen.

Getrost pilgerte August jetzt mit Willy nach der Schule zurück. Seines Freundes Mutter hatte mit den lieben Worten alle düstern Bilder aus seiner Seele weggewischt; die Welt erschien ihm mit einem Mal weiter und heiterer; die eben gemachte Erfahrung, die ihm bewies, daß ein schlimmer Zwischenfall der Schule auch einmal mit fröhlicher Nebenbäulichkeit anstatt mit steter tragi-

scher Gewichtigkeit behandelt werden konnte, stimmte ihn ungemein glücklich, und mit voller Klarheit ward er sich des Gegenjages bewußt, der zwischen der weitherzigen Natur von Willys und der peinlich gestrengen seiner eigenen Mutter bestand. Diese Erkenntnis erfüllte ihn jetzt mit jener Freude, die jede befreiende Entdeckung hervorzaubert; denn in seinem augenblicklich gestärkten Selbstbewußtsein hoffte er, der allzuernsten Art seiner Mutter in Zukunft seinen nach Lust und Licht und Sonnenglanz dürstenden Lebensdrang mit Erfolg entgegenzusetzen zu können.

Seine frische Stimmung hielt auch während der beiden folgenden Unterrichtsstunden an, die der Naturkunde und der Geschichte gewidmet waren und von Lehrern erteilt wurden, die ohne moral-pädagogische Künste, allein durch die Behandlung ihrer Stoffe die Schüler zu fesseln wußten. Als jedoch in der vierten Vormittagsstunde der Lehrer der Geometrie, der Rektor der Schule, mitten in seinen mathematischen Auseinandersetzungen auf einmal von den Grenzen des menschlichen Wissens und dem großen Reiche des Glaubens zu reden und den Schülern das Gebot der unbedingten Eltern- und Lehrerverehrung mit Bibelsprüchen zu belegen begann, da wußte August, der Vorfall aus der Deutschstunde sei bekannt geworden und werde doch noch seine unangenehmen Folgen haben.

Unterdessen hatte August Gelegenheit, den Wandel allen Ruhmes zu erfahren. Wohl wurde in den ersten Tagen oft von seiner Rettungstat gesprochen, er mußte hier und dort, bei Schülern und Lehrern darüber Auskunft geben und begegnete vielen bewundernden Blicken; doch suchte manch einer auch mit scheelen Augen und mit geringschätzigen Worten die Tat zu verkleinern, das Gelingen nur einem günstigen Zufall zuzusprechen. Der Neid begann sich zu regen; dieser und jener tuschelte, die ganze Geschichte sei wohl übertrieben worden, und schließlich stellte sich wirklich heraus, daß in der ganzen Schule kein einziger Augenzeuge aufzutreiben war, keiner, der für Augusts Heldentat einstehen konnte. Das mehrte den Verdacht der Verdächtigen und minderte die Bewunderung der Bewunderungsfrohen. Selbst Willy, der unentwegt dem Freunde die Stange hielt, wußte alles nur vom Hörensagen und mußte sich durch die Skeptiker die Verspottung seiner Leichtgläubigkeit gefallen lassen.

Nachdem der Glanz seines Ruhmes solchermaßen getrübt war, sprach bald kein Mensch mehr davon, sodaß selbst Augusts brennender Ehrgeiz kein Genüge mehr daran fand und seine heiße Ungeduld sich nach neuen ungewöhnlichen Taten zu sehnen begann. Denn einmal hatte ja bereits der süße Schauer des Ruhmes seine junge Seele durchzittert, damals, als Willy ihn vor dem „Ton“ verteidigt und die ganze Klasse in den freudigen Ausruf eingestimmt hatte: „Wir bewundern ihn!“ Das berauschende Wort hatte er seither nicht wieder vergessen; so oft er sich's in Erinnerung rief, begann sein Herz freudig zu zittern, ein trunkenes Gefühl hohen Selbstbewußtseins erfüllte ihn, und er gelobte sich: Ihr sollt mich doch noch einmal so recht bewundern, und dann will ich dafür sorgen, daß die neue Tat nicht so rasch vergessen werden kann! Wartet nur!

Ansonst suchte er indessen lange Zeit nach dem Wege, der ihn früher oder später zu diesem Ziele führen würde.

IV.

August und Willy verließen zusammen das Schulhaus. Noch summten und brummten ihnen in den Ohren die Kraftworte des „Tons“, die dieser reichlich zu verschwenden liebte; denn die Schule sah er für eine Art Militärdienst, die Schüler für unmündige Rekruten an und hielt sich deshalb für verpflichtet, immer wieder den Feldwebel herauszulehren, was ihm um so leichter fiel, als er früher wirklich in seiner preußischen Heimat der Militärpflicht nachgekommen war.

Nun hatte er sich's in den Kopf gesetzt, die Schüler seiner Klasse Schillers „Lied von der Glocke“ auswendig lernen zu lassen. „Das wäre doch mit dem Teufel, wenn man den Halunken nicht etwas Vernünftiges ins Gehirn trichtern könnt!“ rief er einmal aus. „Nein, ich geb' nicht nach, bis mir ein jeder, Kerl für Kerl, die ‚Glocke‘ frei hersagen kann. . . Ich will schon am Strang ziehen, bis ihr sie Tag und Nacht läuten hört. . .“



Flora. Marmorstatuette (1900) von August Heer, Basel-München, im Besitz des Herrn Robert Frank zu Ludwigsburg.

Und so war's geschehen. Seit Wochen war die Hälfte der Schulstunde auf das Hersagen der Dichtung verwendet worden, die freilich bald genug unter der mechanischen Mißhandlung zu leiden begann. Das Experiment wollte übrigens je länger desto weniger gelingen; allein Herr Löner hätte es für Charakterchwäche gehalten, einer bessern Einsicht zu folgen, die seinen vor-gefaßten Plan zunichte machen mußte.

„Wenn ihr traurigen Finken keine Liebe zur Sache habt, so sollt ihr mir wenigstens Respekt davor bekommen; denn wehe dem, der sich's einfallen läßt, selber Verse zu machen — dem Kerl werd' ich den Ernst des Lebens beibringen . . . Und nun vorwärts, Anselmeyer: Festgemauert in der Erden . . .“

So war's die ganze letzte Stunde zu- und hergegangen. Doch wie nun August und Willy zusammen die Kastanienallee entlang schlenderten, die das gemeinsame Stück ihres Schulwegs bildete, zog Willy seinen Kameraden auf die Seite, führte ihn zu einer Bank und legte ihm unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit ein Geständnis ab, welches August in das größte Erstaunen versetzte. Vertrauensvoll gestand Willy, wie er schon vor Monaten ein erstes Gedicht zu machen versucht und seither etwa ein halbes Duzend verfaßt habe; seine Mutter, der er die ersten Proben vorgelegt, hätte zwar behauptet, es sei damit nicht weit her. Immerhin habe sie sich gefreut und gesagt, wenn er Lust dazu habe, so möge er in seinen Mußestunden ruhig ein paar Reime schmieden, Schaden könne ihm das auf keinen Fall.

Seit diesen Versuchen, setzte Willy hinzu, falle es ihm viel leichter, einen guten Aufsatz zu schreiben, und das sei wenigstens ein Vorteil. Während er noch sprach, zog er ein zierlich beschriebenes Blatt aus der Busentasche und überreichte es mit einer gewissen Feierlichkeit dem Freunde: „Das ist mein letztes . . . 's ist schon ziemlich lang . . .“

August nickte, entfaltete das Papier, las und staunte. Zwar war es nicht das Gedicht als solches, das ihn erstaunen machte; denn die Buchstaben und die Zeilenreihen flimmerten ihm ordentlich vor den Augen, sodaß er kaum imstande war, den Zusammenhang zu erfassen; was ihn so seltsam berührte und innerlich erregte, war vielmehr die Tatsache, ein geschriebenes, mit gewöhnlichen Bleistiftzeichen auf ein alltägliches Stücklein Papier aufgezeichnetes „Gedicht“, das zugleich das Werk seines besten Freundes war, in Händen zu halten. Bisher hatte er Verse und Gedichte als Naturwunder betrachtet, die ohne menschlichen Wunsch und Willen dem Kopfe des gottbegnadeten Dichters fertig und vollkommen entspringen, wie im Frühling den Bäumen die rosigen Blüten. Ein Gedicht hatte er als ein Geschenk angesehen, das der Himmel dem Erwählten mühelos in den Schoß fallen läßt — Nun aber sah er, daß sein Freund mit redlicher Mühe, von der die vielen Verbesserung und Aenderungen Zeugnis gaben, und ohne ein Gott zu sein, ein Opus zustande gebracht hatte, das — trotz der mühsamen Lektüre in seinen Ohren zu klingen und singen begann. Und wie er so las und las und sich an den tönenden Reimen und schreitenden Rhythmen erfreute, berührte ihn die eben gemachte Entdeckung wie eine Offenbarung: vor seinen Augen taten sich

goldene Tore auf, die in eine rostige Märchenwelt, in ein glückseliges Zauberland führten. Sein Mitschüler hatte den seltenen Schlüssel zu jenen Toren gefunden, warum sollten sie ihm selbst verschlossen bleiben?

Und plötzlich beherrschte ihn — trotz aller Liebe und Freundschaft, die er Willy entgegenbrachte — das beängstigende Gefühl, jener habe ihm ohne Wissen und Willen etwas Großes vorweggenommen, das ganz eigentlich ihm selbst vorbehalten war. In frühern Jahren schon hatte er mit Vorliebe Lieder und Gedichte gelesen und sich ins Gedächtnis eingepreßt. Lange Ferientage hatte er damit verbracht, unter einem Baume zu liegen, sich in allerhand Verse zu versenken und die Schönheit der umliegenden heimatlichen Natur im Spiegel des Biedes nochmals und doppelt zu genießen. Niemals jedoch wäre ihm der Gedanke gekommen, selbst etwas dergleichen zu machen. Er nahm die klingenden Kunstwerke hin wie die Blumen der Felder und die Früchte der Bäume, ohne je daran zu denken, sie nachzubilden; sie erschienen ihm wie köstliche Gaben aus fernen Zonen und hohen Regionen, die seine ehrfurchtsvolle Knabenseele nur wie ein Götterreich zu ahnen, niemals aber zu betreten gewagt hatte, obgleich er sich das Gelingen eines solchen Wagnisses nur als etwas Befeligendes denken konnte. So war er demnach seit Jahren um den golden vergitterten Garten geschlichen, hatte die seltenen Blumen von ferne bewundert und sich an ihrem Wohlgeruch berauscht, während sein Freund kecklich den Wundergarten betreten und sich eine blühende Blume von den Beeten gebrochen hatte!

Alle diese Gedanken rauschten ihm mit eins durch die Seele, und die Wehmut verträumten Glückes läutete dazu ihr anklagendes Glöcklein. August mußte sich nicht zu fassen; er fand keine Worte, um seinen verworrenen Gefühlen Ausdruck zu geben; er vermochte nur kurz und trocken zu sagen:

„Du, das gefällt mir gut! . . . Daß mir's bis morgen! Ich möcht's zu Hause mit Ruhe lesen . . .“ Und wie im Traume setzte er hinzu: „Ich hab' nicht gewußt, daß man das so machen kann . . .“

Willy überließ dem Freunde gerne den Entwurf, nicht ahnend, welchen Umsturz er in dessen Innern hervorgerufen.

Kaum hatten sich die Knaben getrennt, so zog August das Manuskript wieder hervor und begann es aufmerksam durchzulesen. Die Verse schilderten in hüpfenden Rhythmen den feurigen Tanz einer Spanierin und hatten den etwas kühnen Rehrhein:

„Die Füßchen, sie wirbeln, das Tamburin schwirrt —
Mein Herz ist verwundet, mein Kopf ist verwirrt!“

August las und staunte. Vor allem waren es die deutlich zu sehenden Spuren redlicher Arbeit, die ihm einen gewaltigen Eindruck machten und ihm bewiesen, das Opus stelle zum bessern Teil eine tüchtige Arbeit, nicht ein müheloses Geschenk des Himmels dar. Deshalb war er gleich entschlossen, sich bei erstbesther Gelegenheit selbst die schwierige Aufgabe zu stellen und sie mit Aufwendung aller Kräfte zu lösen. Nicht minder jedoch wunderte er sich, daß gerade Willy das Gebot des „Tons“ überschritten und auf eigene Faust Gedichte gemacht hatte, die er — ohne Furcht, entdeckt zu werden — frei mit sich herumtrug. Am größten aber war seine Verwun-

derung darüber, daß Willys Mutter ihn dabei gewähren ließ. Denn dessen war er gewiß: seine eigene Mutter wäre darob in seinem Fall in Verzweiflung geraten und hätte ihm das frevelhafte Beginnen ein für allemal verboten.

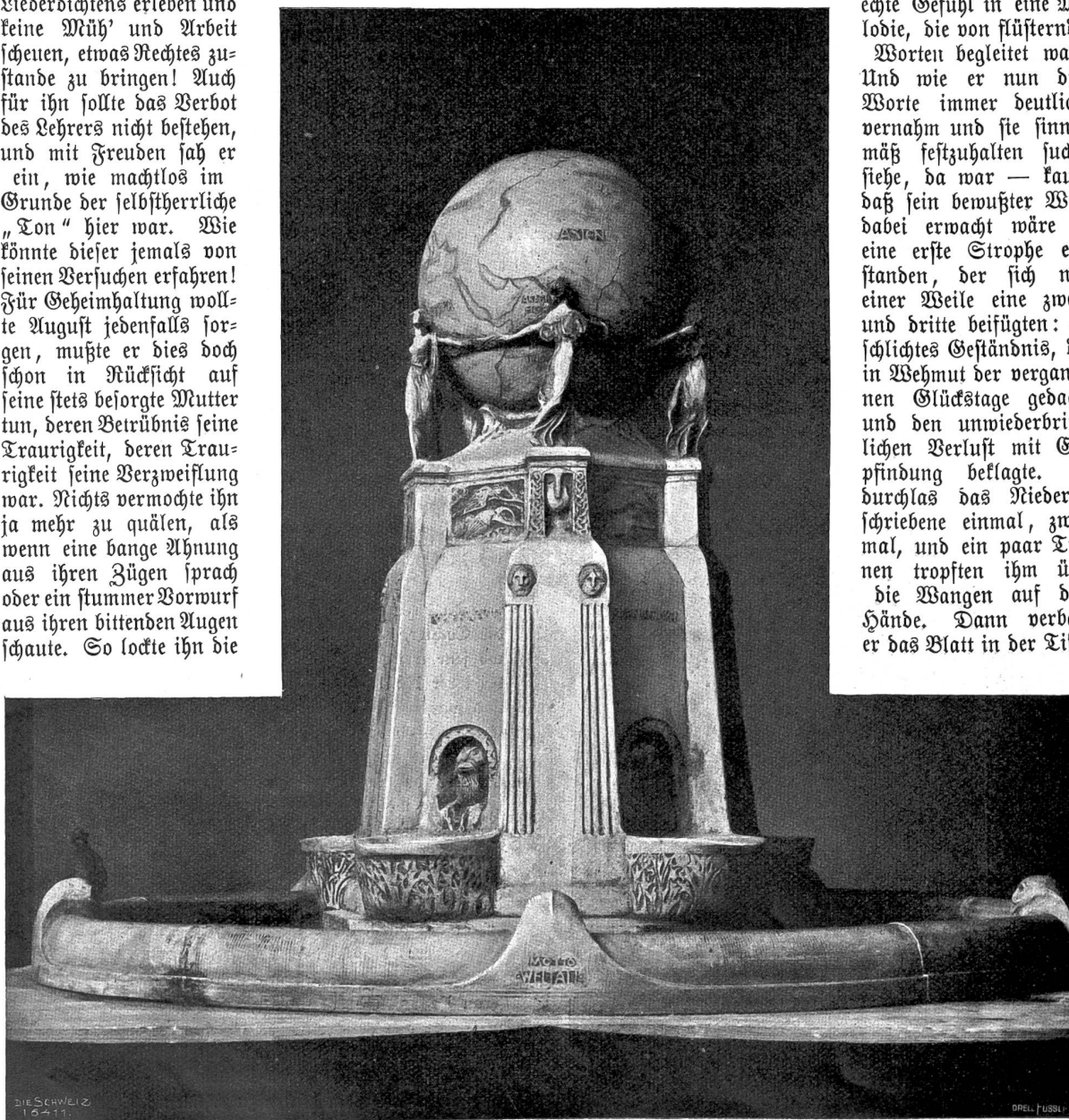
Von neuem wurde sich August so des Gegenfases bewußt, der zwischen seiner Lage und der seines Freundes bestand. Trotz allem blieb er indessen von der Ueberzeugung durchdrungen, was Willys Mutter gut hieß, könne nichts Schlimmes, keine Anmaßung und keine Entgleisung bedeuten . . .

Und damit war sein Entschluß endgiltig gefaßt, der ihn nunmehr mit einem geheimnisvollen Schauer zu erfüllen begann: ja, er wollte auch in das Paradies eintreten und sich singende Blumen pflücken, wollte den süßen Rauch des Lieberdichtens erleben und keine Müh' und Arbeit scheuen, etwas Rechtes zustande zu bringen! Auch für ihn sollte das Verbot des Lehrers nicht bestehen, und mit Freuden sah er ein, wie machtlos im Grunde der selbstherrliche „Ton“ hier war. Wie könnte dieser jemals von seinen Versuchen erfahren! Für Geheimhaltung wollte August jedenfalls sorgen, mußte er dies doch schon in Rücksicht auf seine stets besorgte Mutter tun, deren Betrübniß seine Traurigkeit, deren Traurigkeit seine Verzweiflung war. Nichts vermochte ihn ja mehr zu quälen, als wenn eine bange Ahnung aus ihren Zügen sprach oder ein stummer Vorwurf aus ihren bittenden Augen schaute. So lockte ihn die

hohe Aufgabe nicht nur durch die ihr innewohnenden Schwierigkeiten, sondern auch durch allerhand Gefahren, die klug und keck bezwungen werden wollten. Kaum zu Hause angekommen, suchte August die einsamste Kammer des alten weitläufigen Hauses auf, schloß sich dort ein und begann zu sinnieren und zu träumen.

Wie er so saß und sann, fiel sein Blick durch das Fenster. Zwischen dem Laub der Bäume hindurch sah er die Wasser des Flusses blendend in der Sonne glitzern, und bald stand auch die Gestalt des verstorbenen Vaters lebendig vor seinem Auge. Jene hellen Sommertage tauchten vor ihm auf, wo sie zusammen im Flusse gebadet, ihn von einem Ufer zum andern durchschwommen hatten: das waren schöne, köstliche Zeiten gewesen . . . Sehnsucht erwachte in seinem jungen Herzen, und zwang-

los verwandelte sich das echte Gefühl in eine Melodie, die von flüsternden Worten begleitet war. Und wie er nun diese Worte immer deutlicher vernahm und sie sinngemäß festzuhalten suchte, siehe, da war — kaum, daß sein bewußter Wille dabei erwacht wäre — eine erste Strophe entstanden, der sich nach einer Weile eine zweite und dritte beifügten: ein schlichtes Geständnis, das in Wehmut der vergangenen Glückstage gedachte und den unwiederbringlichen Verlust mit Empfindung beklagte. Er durchlas das Niedergeschriebene einmal, zweimal, und ein paar Tränen tropften ihm über die Wangen auf die Hände. Dann verbarg er das Blatt in der Tisch-



Entwurf zu einem Weltpost-Denkmal (1908) von August Heer, Basel-München, (und Ignaz Tafchner, Breslau).

schublade, die er abschloß, und verließ das Zimmer in einer bisher nicht gekannten Stimmung trunkener Trauer, die ihn trotz aller Schwere wunderbar beglückte. War er nicht in Wirklichkeit auf eine Stunde in dem Zauber- garten gewesen, wo alle Blumen und Farben zu Hause sind, hochrote Nelken, jauchzend vor Lust, und schwarzlam- tene Rosen, sich neigend vor satter Traurigkeit? Ja,

eine neue, unendliche Welt hatte sich ihm erschlossen! Von seinem ehrfurchtsvollen Eintritt jedoch sollte kein Mensch erfahren, er wollte ihn heilig halten als süßes Geheimnis und hohe Hoffnung!

Tags darauf gab August seinem Freunde dankend das Gedicht zurück. Von seinem eigenen Versuche ver- riet er nichts.

(Fortsetzung folgt).

Amor und Psyche.

Nach Apuleius in freier poetischer Form von Hugo Blümner, Zürich.

(Fortsetzung).

Inzwischen irrte Psyche kammerschwer, Cupido suchend, Tag und Nacht umher; denn immer heftiger ward ihr Verlangen, den zorn'gen Gatten liebend zu umfassen; sie hoffte fest, es werde ihr gelingen, den Groll, wenn nicht durch Schmeicheln zu bezwingen, so durch demüt'ge Bitten. Einst erschaut sie einen prächt'gen Tempel, der erbaut auf steilem Bergesgipfel. Dahin lenkt sie ihre Schritte, weil bei sich sie denkt, daß dort vielleicht ihr Herr und Gatte weile. Die Hoffnung treibt sie an zu größter Eile, und ob der Fuß ihr auch vom Wandern brennt, erklimmt sie doch die steile Höh' behend. Sie tritt hinein zum Tempel und sieht dort viel Aehren liegen am geweihten Ort, von Weizen und von Gerste, teils gewunden zu Kränzen, teils in Haufen ungebunden; auch Sicheln und sonst Erntewerkzeug sah sie dort, doch alles lag ohn' Ordnung da, verstreut, wie es das Landvolk aus der Hand zu legen pfl egt im heißen Sonnenbrand.

Das legte Psyche alles säuberlich in Reih' und Ordnung hin; sie dachte sich, daß keiner ein'gen Gottheit heil'gen Brauch gering sie achten dürfe, da ja auch von allen freundlich Mitleid sie begehre.

Wie sie nun eifrig schafft, da trifft die hehre Ceres sie bei der Arbeit und beginnt sogleich zu ihr: „Ach, Psyche, armes Kind, Venus forscht ängstlich auf der ganzen Erde, ob sie nicht endlich deiner habhaft werde; denn zürnend hat die schwersten Strafen dir sie zugebracht, und alle Kraft, die ihr als Göttin zu Gebot steht, setzt sie dran, wenn nur an dir sie Rache nehmen kann. Du aber, statt daß bloß du daran denkst, wie du vor ihr dich retten mögest, schenkst ganz deine Sorge meinem Dienste jetzt?“

Zu Füßen stürzt ihr Psyche und benezt der Göttin Kleid mit ihren Tränenbächen; am Boden schleift ihr Haar, da sie zu sprechen beginnt mit vielem flehn: „O Göttin, höre auf meine heißen Bitten: ich beschwöre bei deiner Rechten dich, der fruchtoreichen, bei deiner Ernte heiligen Gebräuchen, bei der Mysterien geheimen Sagen, wo Flügel drachen ziehen deinen Wagen, bei deiner Wandrung durch Siziliens Auen und da du suchen gingst durch alle Gauen die Tochter, bei des Orcus Finsternissen, wo jene weilt, die Pluton dir entriß, bei ihrer Rückkehr, die die Freude weckt, und was noch sonst mit heil'gem Schweigen deckt Eleusis — habe, Göttin, mit der armen Psyche, die deinen Schutz ersleht, Erbarmen! Erlaube, daß ich hier — und wär's auch nur für ein'ge wen'ge Tage — meine Spur verberge unter diesem Haufen Korn, bis daß die Zeit der Göttin wilden Zorn gelindert oder bis sich meine Kraft, die von des Wanderns langer Müß' erschlaft, erholt hat durch die Ruhe!“ — „Mich rührt sehr,“ sprach Ceres drauf, „dein flehn, und dein Begehrt erfüllt' ich gern; doch ist mir nah verwandt Frau Venus, und ein altes freundschaftsband verknüpft uns beide, und da ohnehin sie eine brave Frau sonst ist, so bin ich außerstande, gegen ihren Willen zu handeln und dein Bitten zu erfüllen. Verlaß denn dies mein Haus sofort und hast'



Grabrelief (1906) von August Geer, Basel-München.